

Die Wahl einer internationalen Sprache*

Michel Bréal

Übersetzt von Heinz-Helmut Lüger

Vorbemerkungen: Michel Bréal (1832-1915) gehört ohne Frage zu den herausragenden Sprachwissenschaftlern seiner Zeit. Es gibt kaum ein Gebiet, zu dem er nicht Stellung genommen oder eigene Abhandlungen beigesteuert hätte. Das Themenspektrum reicht von Studien zur griechischen Mythologie über Arbeiten zur Sprachgeschichte oder zu Goethe bis hin zu Fragen der Sprachenpolitik oder der Fremdsprachendidaktik. Es gibt sogar eine Publikation zur Vogelsprache (Bréal 1900; einen detaillierten Überblick zu den Veröffentlichungen Bréals gibt Giessen 2007).

Zu seinen wichtigsten Arbeiten gehört ohne Frage die 1897 erstmals erschienene Monographie *Essai de sémantique (science des significations)*. Das Buch erlebt eine breite internationale Resonanz, und in den folgenden Jahren kommt es zu mehreren (insgesamt sieben) Auflagen und Ergänzungen um weitere Kapitel; außerdem wurde es in verschiedene Sprachen übersetzt. Bréal gelingt es in seiner Schrift, nicht nur zur Etablierung der Semantik als neuer sprachwissenschaftlicher Disziplin beizutragen, sondern auch der Sprachwissenschaft allgemein neue Impulse zu vermitteln. Zu nennen wären insbesondere die Hinwendung zur synchronen Sprachbetrachtung, seine Ausführungen zu Polysemie und Metaphorik sowie zur nichtkompositionellen Bedeutungskonstitution. Seiner Zeit weit voraus sind schließlich Überlegungen, die bereits eindeutig in die Richtung einer linguistischen Pragmatik weisen (vgl. Schmehl 2006, Lüger 2024): Im Sprachgebrauch manifestieren sich, so Bréal, menschliche Aktivitäten, mit ihren Äußerungen vollziehen Sprecher Akte oder Handlungen. In vielen Passagen fühlt man sich an die Unterscheidung von ‚Darstellung‘, ‚Ausdruck‘, ‚Appell‘ oder an die Termini ‚Illokution‘ und ‚Perlokution‘ erinnert, wie sie Jahrzehnte später Karl Bühler und John L. Austin eingeführt haben, ohne allerdings die handlungsorientierte Konzeption Bréals zu erwähnen.

Manche Autoren unterteilen die Publikationstätigkeit Bréals in verschiedene Abschnitte; so postuliert etwa Wolf (1991: 11) u.a. eine finale Phase nach dem Erscheinen des *Essai de sémantique*, die auch Folgen für die Themenwahl der folgenden Arbeiten habe, nämlich einen “return to themes which had interested him early in his career, and partly themes which were unpopular or outside the academic mainstream and therefore dangerous to address before he had fully established himself [...]”. Ob diese These so wirklich zutrifft, darf insofern bezweifelt werden, als Bréal auch in früheren Jahren Themen bearbeitet hat, die nicht unbedingt im Trend lagen (man denke an seine Publikation zu den *Tables eugubines* aus dem Jahr 1875) oder die zum Teil auf heftige Ablehnung stießen (als Beispiel seien nur die positiven Kommentare zu den *patois* und die kritischen Ausführungen von 1872 zu den französischen Bildungseinrichtungen genannt, verbunden mit einem ausdrücklichen Lob der deutschen Gegenseite). Aus diesem Grund sollte das Plädoyer für eine internationale Sprache auch nicht sogleich als ein unpopuläres, gefährliches oder nicht weiter relevantes Thema eingeschätzt werden, eher im Gegenteil. Für Bréal handelt es sich um eine aktuelle und durchaus kontrovers diskutierte Fra-

* Der Beitrag erschien zuerst unter dem Titel « Le choix d'une langue internationale », in: La Revue de Paris 8/14 (1901), 229-246; er ist online zugänglich unter: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k3046989d/f243.item> [27.6.2025]. Eine englische Übersetzung findet sich in: Wolf, G. (Hrsg.) (1991): Michel Bréal. The Beginnings of Semantics. Essays, lectures and reviews. London, 264-276.

ge. Und, wie man in dem folgenden Beitrag sehen kann, spart der Autor nicht mit eindeutigen Bewertungen, mit Einordnungen, die keineswegs nur einhelligen Beifall versprechen. Es geht nicht um eine vorab geklärte Diskussion, sondern um eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Positionen, die keine vorgegebene Entscheidung kennt.

Ganz im Sinne einer offenen Diskussion stellt Bréal mehrere Ansätze für die Entwicklung einer internationalen Sprache vor. Als wenig geeignet werden Versuche einer mathematisch-inspirierten Philosophie betrachtet; wegen ihrer Abstraktheit und der Zahlenorientiertheit komme sie als gemeinsame Hilfssprache nicht in Betracht. Anders sehe es dagegen mit dem Lateinischen aus: Im Mittelalter habe es als *die* Wissenschaftssprache fungiert (eben nicht als Hilfssprache) und so den freien, grenzüberschreitenden Austausch ermöglicht. Von daher biete diese Sprache mit Blick auf die internationale Verständigung ein großes Potential, wobei es immer nur um eine vereinfachte Sprachversion, nicht um das Latein der großen Schriftsteller gehen könne. Dennoch sei die Wiederbelebung des Lateinischen kaum denkbar, viele würden einen solchen Vorschlag nur als ein Zurück in die Vergangenheit betrachten.

Diskutiert wird auch die Frage, ob einige europäische Nationen eventuell den Anspruch erheben könnten, ihre Sprache in den Rang einer internationalen Sprache zu erheben. Da Russisch, Italienisch und Deutsch nach Meinung Bréals aus verschiedenen Gründen hier eher ausscheiden, konzentrieren sich die Überlegungen auf das Englische und Französische. Das Englische habe den Vorteil – « *ayant beaucoup erré sur les chemins de la vie, y a laissé tout l'excédent de son bagage grammatical* » –, viel grammatischen Ballast aufgegeben zu haben, u.a. durch Vereinfachungen bei der Konjugation und Deklination, enthalte Lehngut aus vielen sprachlichen Bereichen und werde von einer äußerst großen Zahl von Sprechern verwendet. All das spreche für eine internationale Mittlerrolle. Nachteilig sei allerdings die Orthographie, die für Verwirrungen bei der Aussprache sorgen könne. – Demgegenüber seien die Vorteile des Französischen in der fraglichen Angelegenheit wohl gering, obgleich die Beherrschung dieser Sprache international seit langem als Bestandteil kultivierter Bildung gelte. Auch sei das Renommee der französischen Literatur nicht zu unterschätzen, und ebenso werde die Sprache selbst wegen ihrer Klarheit und ihrer Logik gelobt. Bedauerlicherweise hätten « *folies de notre politique* » und « *imprudences de nos écrivains* » gerade im Ausland zu einem großen Ansehensverlust geführt.¹

Referiert wird darüber hinaus ein Vorschlag, der ein Abkommen zwischen Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika vorsieht, eine Vereinbarung, die die verpflichtende Einführung von Englisch als Unterrichtsfach in Frankreich und von Französisch in den beiden anderen Ländern festlegt. Auf diese Weise würden beide Sprachen allein schon aufgrund der großen Zahl betroffener Lerner sehr schnell eine internationale Vorrangstellung erreichen. Die Nichtberücksichtigung des Deutschen würde sich, so ist zu lesen, vermutlich nicht sonderlich negativ auswirken, auf der Seite brauche man eine solche sprachliche Koalition nicht zu fürchten.

Schließlich werden noch Projekte zur Schaffung künstlicher Sprachen vorgestellt. Zweifel an der Machbarkeit solcher Vorhaben seien unbegründet. Natürliche Sprachen weisen in der Regel bestimmte Mängel oder Unvollkommenheiten auf (z.B. Mehrdeutigkeiten, Dubletten oder andere Inkohärenzen), diese könne man nun vermeiden. Bréal verzichtet darauf, die vorgelegten Modelle jeweils konkret zu kommentieren, auch wenn eine gewisse Präferenz durchaus angedeutet ist. Genannt werden *Volapük*, *Esperanto*, *La langue bleue*. Eine ausführliche und erhellende Darstellung erfahren die Vereinfachungs-Bedingungen und die Risiken für die Akzeptanz einer künstlichen Sprache. Es komme entscheidend darauf an, einen möglichst plausiblen Weg zu finden zwischen notwendigen Vereinfachungen einerseits und der Wiedererkennbarkeit bestimmter, vor allem grammatischer Strukturen andererseits. Was aus den existierenden Sprachen übernommen wird, welche Sprachfamilie dabei im Vordergrund stehen

1 Damit wird angespielt auf den folgenreichen Justizskandal in der Dreyfus-Affäre (seit 1894) und auf rassistische Autoren wie Maurice Barrès, Charles Maurras oder Édouard Drumont.

soll, das unterliege, Bréal richtig verstanden, offenbar immer einer mehr oder weniger willkürlichen Wahl.

Der hier referierte Beitrag wurde vor 125 Jahren veröffentlicht. Seitdem hat es viele neue Plansprachen-Projekte gegeben (vgl. Blanke / Fiedler 2006); von daher müssen einige Aussagen Bréals sicher als überholt betrachtet werden. Nicht überholt sind jedoch, und das mag als Rechtfertigung für die Präsentation einer deutschen Übersetzung dienen, die grundsätzlichen Überlegungen zur Entwicklung künstlicher Sprachen und zu den Voraussetzungen, die ein international einsetzbares Kommunikationsmittel erfüllen sollte. Ganz allgemein ist festzuhalten: Trotz vieler Bemühungen kann von einem Durchbruch als Weltsprache in keinem Fall die Rede sein. Eine Sonderstellung nimmt ohne Frage das Esperanto als am weitesten verbreitete Plansprache ein (vgl. Sakaguchi 1998), auch wenn es von einer Anerkennung als Universal-sprache weit entfernt bleibt.

Was die Übersetzung betrifft, wurde generell versucht, eine gewisse Nähe zum Original zu bewahren. Daher blieben auch die aus heutiger Sicht oft nicht sehr aussagekräftigen Fußnoten erhalten. Den Sprachgebrauch Bréals unverfälscht wiederzugeben, speziell die komplexe Syntax, die nicht immer einleuchtenden Vergleiche oder die subtilen Verfahren indirekter Bewertung, das erscheint im Deutschen nicht immer einfach ausdrückbar und führt nicht selten zu gewagten Übertragungen. Unsicherheiten bezüglich der kommunikativen Entsprechung der Übersetzung bleiben daher in verschiedenen Fällen zwangsläufig bestehen.

Schlüsselwörter: Sprachenvielfalt, künstliche Sprache, *lingua franca*, Esperanto, Volapük, *La langue bleue*.

Als bekannt wurde, dass die großen europäischen Akademien Vertreter nach Paris schicken, um dort über Themen allgemeiner Relevanz zu sprechen, gab es ein wenig die Hoffnung, auch die Wahl einer gemeinsamen Sprache, wenigstens für den wissenschaftlichen Bereich, würde bei den Diskussionen der versammelten Wissenschaftler eine Rolle spielen. Wir haben in Frankreich eine solche Idee, von der man weltweit und ebenso bei uns selbst profitieren würde, noch nicht aufgeben können. Aber die Hoffnung auf eine entsprechende Diskussion wurde enttäuscht. Man hat nicht daran gedacht oder es sich zu spät vorgenommen. Jedenfalls stand die Frage nicht auf dem Programm der Versammlung.

Die Frage steht aber trotzdem weiter auf der Tagesordnung. Sie ist nicht nur von anhaltender Bedeutung, sie stellt eine zunehmend dringende Notwendigkeit dar. Selbst die Deutschen, die lange Zeit dem Partikularismus gehuldigt haben – die Sprache war für sie der Inbegriff des Patriotismus –, ändern langsam ihre Meinung, und zwar seitdem sie sehen, wie Russisch, Tschechisch, Ungarisch, Rumänisch und sogar Japanisch nach und nach den gleichen Status als Sprache beanspruchen. Sollen also unsere Kinder ihre Jugend damit verbringen, sich den Kopf mit Vokabeln vollzustopfen? Gleichzeitig nehmen die sprachlichen Kommunikationsmittel zu und vervollkommen sich: Müssen wir angesichts dessen hinnehmen, dass für das Denken neue Barrieren entstehen?

Es geht natürlich nicht darum, irgendjemandem etwas streitig zu machen, sondern darum, eine gemeinsame Hilfssprache zu haben, das heißt, parallel und zusätzlich zur Mutter- oder Nationalsprache über ein Verständigungsmittel zu verfügen, das alle zivilisierten Nationen einvernehmlich und aus freien Stücken akzeptieren. Eine solche Sprache wäre, außer in der Wissenschaft, ebenfalls im Handel, in der Industrie und in der Politik von Interesse. Wenn es stimmt, dass Voreingenommenheit und viele Vorurteile auf Unwissen beruhen, und wenn

gutwillige Menschen aller Länder sich verstehen und einigen müssen, um gegen immer wieder aufkeimende, nie versiegende Ursachen von Misstrauen und Hass vorzugehen, dann gibt es auch ein Gebot der Moral. Und es ist wegen dieses Anliegens und nur deswegen so, dass sich die Frage einer internationalen, einer universellen Sprache stellt.

An Plänen hat es seit zweihundert Jahren nicht gefehlt. Aber vielleicht ist eine einheitliche und exklusive Lösung gar nicht möglich, wenn die Wahrnehmung eines Problems von den jeweils verfolgten Interessen oder von den betroffenen Bevölkerungsgruppen abhängt. Wir wollen uns einige dieser Vorhaben ansehen und versuchen, allen gerecht zu werden und dann festzustellen, inwieweit sie akzeptabel sind.

* * *

Am Anfang dieser Vorhaben, jedoch so weit weg, dass man hier kaum noch davon sprechen mag, gibt es die Idee einer philosophischen Sprache, die, klar abgesetzt von traditionellen Wegen, versuchen wollte, Wörter den Gegenständen und die Gesetze des Sprechens der Wirklichkeitsordnung anzupassen. Bedeutende Forscher haben für eine solche Idee plädiert. Aber niemand hat sich damit intensiver beschäftigt als Leibniz. Er verfolgte bereits mit zwanzig Jahren das Projekt einer philosophischen Sprache und kam im Laufe seines Lebens mehrfach auf die Idee zurück, um sie zu verbessern und abstrakter zu gestalten. Mit einer Analyse, die der Primfaktorzerlegung von Zahlen gleichkam, sollten alle Begriffe auf einfache Ideen zurückgeführt werden. Es würde reichen, jedem dieser einfachen Begriffe ein einfaches Zeichen zuzuordnen, um so ein Alphabet menschlichen Denkens entstehen zu lassen. Das Denken würde mit diesen Zeichen so verfahren, wie das Rechnen es mit den Zahlen macht; man hätte auf diese Weise ein Verfahren des Urteilens und des Erfindens. Nach Meinung von Leibniz können weder das Teleskop, das Mikroskop oder die Magnethand, was die Bedeutung der Entdeckung betrifft, mit dem Nutzen eines solchen Verfahrens mithalten. Es wäre, im wahrsten Sinne des Wortes, eine Denkmaschine. Man würde die Ambiguität von Zeichen vermeiden, die in jeder Sprache mehrere Bedeutungen haben, ebenso das Fehlen vollständiger Synonyme, was bewirkt, dass Wörter zweier Sprachen sich niemals ganz entsprechen; weiterhin die verschiedenartige Syntax, die dazu führt, dass die Wort-für-Wort-Übersetzung eines Satzes unverständlich ist oder merkwürdig klingt. Eine solche philosophische Sprache wäre mit einer Schrift ausgestattet, die keine Wörter wiedergibt, sondern unmittelbar auf Gegenstände referiert; jeder Mensch könnte sie lesen, auch ohne die Sprache zu beherrschen, wie es für uns bei Zahlen und Symbolen der Algebra der Fall ist und wie beim Chinesischen, wo die Schrift von fünf-hundert Millionen Menschen gelesen wird, obwohl sie unterschiedliche Sprachen sprechen.

Dies genügt Leibniz' Streben nach Generalisierbarkeit nicht. 1678 schlug er vor, einfache Zeichen durch Primzahlen zu ersetzen, komplexe durch ein Mehrfaches dieser Zahlen. Dadurch würden Denkfehler als Rechenfehler sofort erkennbar... Wie man sieht, zeigt sich in diesen Überlegungen der Mathematiker, mehr noch als der Philosoph. Und überhaupt haben universelle Sprachen seit jeher wie auch aktuell unter den Freunden der Mathematik ihre eifrigsten Anhänger gefunden.¹

1 Über Leibniz werden wir bald eine gründliche Studie lesen können, wie sie seit mehreren Jahren ein junger französischer Philosoph namens Louis Conturat vorbereitet. Die internationale Vereinigung der Akademien hat auf Vorschlag Frankreichs soeben beschlossen, eine Ge-

Das System kann als Vorbild für andere Sprachen desselben Typs dienen, da Leibniz Nachahmer hatte, so wie es auch Vorläufer gab. Trotz des Respekts, den diese Versuche verdienen, glauben wir nicht, damit eine internationale Sprache zu erreichen. Es erübrigt sich, die Gründe weiter auszuführen. Unsere Alltagssprache kann nicht den Anspruch erheben, ein Abbild der Wirklichkeit zu sein; sie ist allenfalls eine Kurzform. Anhand der monströsen Wörter, mit denen uns Chemiker erstaunen, sehen wir, wohin eine solche Zusammenfügung einfacher Begriffe führen würde. Zum Glück erhebt die Alltagssprache nicht den Anspruch, alles auszudrücken, was wir mit den Dingen verbinden. Sie operiert nicht mit vorgefertigten, rigiden und unveränderlichen Einheiten: Gerade deshalb kann sie das Denken bei seinen vielfältigen Anwendungsfällen und den unerwarteten Veränderungen, die es durch Zeit, Ereignisse und Menschen erfährt, begleiten.

* * *

Geben wir also die philosophischen Sprachen auf, die uns keine Lösung bieten, und wenden uns Vorschlägen mit größerem Praxisbezug zu.

Zunächst stoßen wir auf eine Idee, die keineswegs von der Hand zu weisen ist, mit deren Wiederauftauchen zu Beginn des 20. Jahrhunderts aber nicht zu rechnen war, da sie uns zu einem längst überwunden geglaubten Zustand zurückführt: Gemeint ist, als Kommunikationsmittel für wissenschaftliche Arbeiten und vielleicht auch für gewisse internationale Beziehungen die Sprache vorzusehen, die zu dem Zweck bereits in der Zeit des gesamten Mittelalters gedient hatte – nämlich das Lateinische. Dieser Vorschlag, den man durchaus ernstnehmen sollte, wurde kürzlich mit Nachdruck und Geschick von Hermann Diels, einem bedeutenden Gräzisten und Sekretär der Königlichen Akademie zu Berlin, vortragen.

Früher konnte ein französischer Wissenschaftler problemlos mit seinen deutschen Kollegen korrespondieren, da man weltweit dieselbe Sprache gebrauchte. Es konnten sogar Gelehrte aus verschiedenen Ländern ihre Stelle tauschen; mehr als einmal haben wir Schotten erlebt, die auf der Montagne Sainte-Geneviève lehrten, und Franzosen, die einen Lehrstuhl in Hamburg annahmen. Diese Lehrer konnten davon ausgehen, dass sich ihre Zuhörerschaft praktisch nicht ändern würde. Mit den modernen Sprachen, den sog. „Nationalsprachen“, hat sich, so Diels, dieser Zustand gewandelt. Wo früher freier Austausch herrschte, haben wir jetzt Grenzen und Schranken. Ist das ein Fortschritt? Das mag man bezweifeln. Wir haben vielleicht leichtfertig einen Vorteil aufgegeben, dessen Fehlen uns allmählich bewusst wird und was wir zunehmend bedauern.

So drückt sich Hermann Diels aus, der, das sei betont, hier nur als Privatperson spricht. Diese Vorstellungen sind für seine Landsleute, die immer noch mit ihrer eigenen „nationalen Sprache“ beschäftigt sind, nämlich ziemlich neu. Diels betont auch, dass es natürlich nicht darum gehe, das Latein eines Cicero oder Livius neu zu beleben, sondern in Frage komme ein einfaches, gut handhabbares Latein, so wie es im Mittelalter in Schulen, Kanzleien und bei Gericht üblich war, ein Latein, das die Kirche bewahrt hat und das noch vor nicht allzu langer Zeit von Linné und Gauß verwendet wurde. Ein solches Latein ließe sich problemlos wiederbeleben: Man müsste ihm die erforderlichen Neologismen zugestehen, und

samtausgabe der Werke Leibniz' zu veröffentlichen – eine Publikation, die bemerkenswerterweise bis heute fehlt.

man sollte ihm bis zu einem bestimmten Grad die Freiheiten der modernen Syntax einräumen. Diese Vorschläge hat man so ernst genommen, dass in bestimmten Stadtteilen von Berlin Kurse zum einfachen Latein („Volkslatein“) für Kaufleute und Industrielle eingerichtet wurden, Kurse, die außerdem den Vorteil hatten, eine Lücke, die sowohl in Deutschland wie auch in Frankreich zwischen Primar- und Sekundarstufe besteht, zu schließen.

Ich stehe solchen Vorschlägen keineswegs ablehnend gegenüber. Sollten sie bei uns Zustimmung finden, könnten sie dem Lateinischen eine neue aktuelle Bedeutung verleihen, was absolut nützlich wäre. Außerdem könnte ich mir vorstellen, dass dieses Latein, angereichert durch moderne Ausdrücke oder durch ältere Formen, doch mit neuer Bedeutung, und angepasst an eine eher analytische Syntax, sehr schnell dem Französischen ähneln würde. Wir haben daher keinen Grund, dagegen zu sein.

Warum erfährt ein solches Vorhaben aber nur eine so zögerliche Unterstützung? Weil man das Gefühl hat, zur Vergangenheit zurückzukehren, was nie besonders erfolgversprechend ist. Man könnte sogar annehmen, dass die gleichen Gründe, die zum Rückgang des Lateinischen geführt haben, bald zu einer neuen und endgültigen Aufgabe führen. Das Beispiel mittelalterlicher Gelehrter ist nur bedingt überzeugend, denn das Lateinische war für sie keine „Hilfssprache“; es war sogar die Sprache ihrer Wissenschaft, ohne die wäre ihre Lehre kaum möglich gewesen. Heutzutage wird, im Gegensatz dazu, dem Lateinischen immer nur eine sekundäre Rolle zukommen; es wird mit Mühe gelernt, nicht perfekt beherrscht und verschafft dem Denken niemals die vollkommene Klarheit, das Erhellende, das den Forscher zufriedenstellt und den Hörer überzeugt. Für Nationen jedoch, deren literarisches Leben noch jung ist und deren Sprache außerhalb des Landes erst wenig gesprochen wird, ist Latein ein sehr wertvolles Verbreitungsmittel, das man nicht geringschätzen sollte und das noch für eine lange Zeit, vor allem in den sog. exakten Wissenschaften, die Funktion haben kann, den Austausch zwischen denen zu gewährleisten, die gleiche Forschungsziele verfolgen.

Als gesprochene Sprache hat Latein nach unserer Einschätzung wenig Zukunft. Der große Aufwand, die Gedanken in eine solche Form zu bringen, wird immer ein Hindernis bleiben. In Frankreich kennen wir zudem ein Beispiel, das die eifrigsten Befürworter abschreckt: Bestimmte Szenen aus den Stücken Molières sind im Gedächtnis noch sehr präsent.

Außerdem glaube ich, mit meiner Vermutung nicht falsch zu liegen, dass diese unerwartete Vorliebe für Latein weniger auf spontaner Sympathie als auf einer ablehnenden Haltung gegenüber anderen vermeintlichen Lösungen beruht.

* * *

Wenn eine tote Sprache kaum in Betracht kommt, sollten wir uns da nicht auf eine derzeit gesprochene Sprache konzentrieren? Und genau hier beginnt die Qual der Wahl.

Die Vielfalt der Sprachen in Europa ist nicht neu: Neu ist das Bewusstsein, das die Menschen davon haben, ihre Einstellung dazu und die Bedeutung, die sie dem beimessen. Es gab eine Zeit, wo die einzelnen Nationen den Umstand nicht sonderlich bedauerten, sich mit ihren Nachbarn nicht verständigen zu können, und nach Wegen suchten, dieses Hindernis zu überwinden. Vorbild waren dabei die großen Kulturzentren. In der Antike gelang es Athen und Rom schließlich,

ihre Sprache dem Rest der zivilisierten Welt nahezubringen, ohne Gewalt oder Zwang, allein durch den Einfluss ihrer überlegenen Kultur. In der gesamten antiken Literatur werden wir darüber keine Klage oder ein Bedauern finden. Ägypten war das neue Griechenland geworden, nur größer, reicher und besser verwaltet. Gallien schickte seine Redner zum römischen Senat. Afrika schenkte der christlichen Literatur den heiligen Augustinus. Wer wäre schon auf die Idee gekommen, die Sache der Berber oder Ligurer zu verteidigen? In dieser Hinsicht hatten die antiken Völker eine vernünftiger und erhabener Sicht der Dinge. Wozu waren dann das Christentum, die Philosophie und der sittliche Fortschritt gut? Wie konnte das Akademiemitglied, dessen Broschüre wir oben zitiert haben, sagen, dass das Schreiben in einer anderen Sprache als der eigenen für ein Volk bedeute, die Vorherrschaft einer fremden Nation anzuerkennen? Wenn es stimmt, dass die philologischen Arbeiten etwas zu dieser Einstellung beigetragen haben, dann bleibt festzuhalten, dass sie der Menschheit ein Geschenk von zweifelhaftem Wert gemacht haben. Aber das glaube ich nicht: Verantwortlich sind die Kriege der Revolution und Napoleons, die populären Regierungen, deren Völker zu unreif waren, vor allem aber die Folgen schlechter Beispiele.

Aber noch einmal: Es geht nicht darum, irgendjemandem irgendetwas wegzunehmen. Diskutiert wird vielmehr die Wahl einer Hilfssprache, die die Alltagssprache wie eine alternative Ausdrucksweise begleitet.

Schauen wir uns die Ansprüche an, die einige europäische Nationen erheben können.

Wenn wir nur von den Zahlen ausgehen, müsste Russisch an erster Stelle stehen: Mit seinen 116 Millionen Einwohnern, einer riesigen, täglich wachsenden Bevölkerung, hat die russische Sprache, die nur geringe dialektale Unterschiede aufweist, auch bereits Meisterwerke hervorgebracht. Aber die Aussprache ist schwierig, die Grammatik kompliziert und die Literatur vergleichsweise jung. Angemerkt sei aber: Das Russische erhebt keinerlei Anspruch, als Sprache gewählt zu werden.

Italienisch würde bestimmt den ersten Preis bekommen, wenn es um Schönheit ginge: Wer würde nicht die eleganteste aller Sprachen mit Freude begrüßen? Im Folgenden werden wir sie nicht separat vom Französischen betrachten: Was über die eine Sprache zu sagen ist, gilt auch für die andere.

Das Deutsche beansprucht für sich gern den Titel Weltsprache; mit seinen genialen Dichtern, Philosophen, Wissenschaftlern und durch den Umfang und die Dynamik seines Handels ist es das auch geworden. Bietet es aber auch die Voraussetzungen, das Kommunikationsmittel zu werden, das wir suchen? Zuerst einmal müsste es weniger erpicht darauf sein, sich abzugrenzen. Das Deutsche hat nicht nur eine Schreibweise bewahrt, die die anderen Völker seit dem 16. Jahrhundert nach und nach abgelegt haben; es nutzt auch gerne die Gelegenheit, sich durch die Germanisierung exotischer Begriffe und die Übersetzung wissenschaftlicher und technischer Termini, die ansonsten in allen Ländern gebräuchlich sind, zu profilieren. Dieser Punkt ist an sich nicht so wichtig, er weist aber auf eine Tendenz hin, die mit der internationalen Vermittlerrolle nicht vereinbar ist. Gewichtigere Einwände kommen hinzu: Die Struktur der deutschen Sprache ist komplex und gelehrt, ihre Grammatik ausgestattet mit einer Fülle von Endungen und Flexionen, und ihre unendlich erweiterbaren Komposita sind nur schwer entzifferbar. Dank der Reputation seiner Denker und Schriftsteller ist das

Deutsche für jeden Wissenschaftler unverzichtbar geworden, doch in seiner langsamen Entwicklung ist es sehr isoliert geblieben; es hat an diesen unerwarteten Vorfällen gefehlt, die eine Sprache aus der gewohnten Bahn werfen, ihr zu den angestammten Qualitäten neue hinzufügen und ihr jenen kosmopolitischen Geist vermitteln, den das aktuelle Deutschland gerade ablehnt.

* * *

Da bleiben nur zwei Sprachen: Französisch und Englisch. Es sei mir jedoch ein kleiner Exkurs gestattet, bevor ich darauf eingehe.

Manche Leser mögen denken, die einmal gewählte Sprache würde dadurch nicht nur eine schmeichelhafte Auszeichnung, sondern gleichzeitig auch einen wichtigen Vorteil gegenüber anderen Sprachen erhalten. Diese Auffassung sollte nicht vorbehaltlos übernommen werden. Nehmen wir einmal an, die gewählte Sprache wäre das Französische. Man würde wohl insofern profitieren, als uns im Unterschied zu anderen Sprachgemeinschaften gewisse Mühen erspart blieben; aber dieser Vorteil könnte leicht zur Ignoranz einladen und Schwächen fördern, die man bereits moniert hat. Es macht einen Unterschied, ob wir zwei oder drei Sprachen beherrschen, die Stimmen zweier oder dreier Völker wahrnehmen, oder auf unsere eigenen oft irreführenden Informationen und oft einseitigen Vorschläge begrenzt sind. Es wäre ein armseliges und gefährliches Geschenk, wenn Fremde bei uns Einblick nähmen und wir das umgekehrt nicht könnten.

Dazu möchte ich unbedingt einen weiteren Einwand äußern, den man vielleicht für sehr speziell hält, aber den ich für richtig und begründet halte.

Nicht ohne Sorge rechne ich damit, dass sehr viele ausländische Mitstreiter lautstark mündlich oder schriftlich die französische Sprache bearbeiten werden. Wer weiß, welcher Ärger damit verbunden sein wird. Man findet schon unsere Rechtschreibung als zu schwierig, bald werden Wortschatz, Grammatik und Syntax an der Reihe sein. Selbst diejenigen, die in bester Absicht unsere Sprache angemessen betrachten wollen, bringen andere Einstellungen, andere intellektuelle Traditionen mit. Gräzisten unterscheiden zwischen dem Griechisch, das bis zu Alexander dem Großen gesprochen wurde, und der Koiné, der gemeinsamen Sprache, die ihr folgte. Wie müssen aber befürchten, eine Koiné zu erleben, die von zweifelhafter Natur ist und mit heterogenen Elementen versehen sein wird, denn wir würden sie von sehr selbstbewussten Menschen bekommen, die eher dazu neigen zu belehren als zu lernen.

Nach diesen berechtigten Vorbehalten wollen wir nun unsere Untersuchung fortsetzen.

Das Englische hat im Laufe seiner weitläufigen Verbreitung allen überflüssigen grammatischen Ballast abgeworfen. Es ist zur schnellsten und unkompliziertesten aller Sprachen geworden; es übertrifft in mancher Hinsicht sogar alle Vereinfachungen der Erfinder künstlicher Sprachen. Im Englischen spielen das Genus von Substantiven und die Adjektivflexion keine Rolle mehr. Es gibt praktisch keine Konjugation mehr, da zur Not eine Verbform ausreicht. Es zeichnet sich durch eine kühne Satzkonstruktion und eine freie Wortbildung aus, was man in diesem Ausmaß sonst nirgends findet. Da es seinen Wortschatz sowohl aus germanischen als auch aus lateinischen Quellen entlehnt, hat es einen engen Bezug zu beiden Sprachfamilien. Seine einzige Schwäche ist die Rechtschreibung, bei

der sich *creature* problemlos auf *preacher* reimt und wo, anders als im Französischen, die Aussprache verwirrt und Erwartungen täuscht.

Hermann Diels hält der englischen Sprache vor, nicht schön zu sein (*Schön ist sie nicht*). Ich finde das schwer nachvollziehbar... Was heißt schon schön? Ist es eine Anhäufung von Endungen? Oder die Verschachtelung von Sätzen, die letztlich zum beschwerlichen Wegfall von Präpositionen und Hilfsverben führt? Wir denken, bezüglich einer Sprache heißt Schönheit, mit dem geringsten Aufwand die größte Ausdruckskraft, ich meine das Maximum an Bedeutung, zu entfalten. Das Element, in dem sie sich bewegt, ist die Zeit, nicht der Raum: Sie benötigt eher Schnelligkeit und Stärke als materielle Bedeutung und Formenreichtum.

Wenn wir außerdem noch berücksichtigen, dass Englisch mittlerweile die Amtssprache von einhundertzwanzig Millionen Menschen ist, ganz abgesehen von den abhängigen Ländern, dann werden wir uns schnell einig sein, dass es die größten Chancen hat, bei diesem Rennen zu gewinnen.

Im Vergleich dazu scheinen die Vorteile des Französischen sehr gering. Vergessen sollten wir jedoch nicht, dass, wenn man die Kunden Frankreichs, die schwarzen und gelben Kolonialländer, dazurechnet, wir heute auf eine absolut respektable Zahl von Sprechern kommen. Das Französische hat aber noch andere Vorzüge, wobei eine solche Frage nicht allein von Zahlen abhängt.

Zuallererst genießt es so etwas wie einen nationalen Status, was alle zivilisierten Nationen dazu bringt, das Französische als festen Bestandteil der Bildung eines kultivierten Menschen zu betrachten. Was auch immer einige voreingenommene Gemüter sagen mögen, diese Vormachtstellung besteht immer noch: Das hat man erst kürzlich gesehen, als ein vom Thema und vom Stil her sehr französisches Theaterstück in wenigen Monaten in das Programm aller Bühnen Europas und Amerikas aufgenommen wurde. Um wieviel größer wäre diese Welle der Sympathie, wenn zu den Torheiten unserer Politik nicht auch noch das Fehlverhalten unserer Schriftsteller gekommen wäre! Aber trotz alledem ist es immer noch Paris, von wo die wichtigen und innovativen Ideen kommen, so wie es die französische Sprache ist, in der, um einen Ausdruck von Renan aufzugreifen, die weltverändernden Maximen geprägt wurden.

Wenn wir nach den Gründen für diesen anhaltenden Einfluss fragen, müssen wir dies meiner Meinung nach größtenteils der Sprache selbst zuschreiben. Man hat die Qualitäten dieser Sprache oft gelobt, ihre Klarheit und ihre Logik hervorgehoben, ohne jedoch zu sagen, bis zu welchem Grad man deswegen ihre Verdienste rühmen müsste. Das Französische birgt in sich – gleichsam wie eine flexible und doch solide Basis – die lateinische Syntax, welche unsere Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts weiter stärkten und festigten. Diese Syntax ist nun nicht das eigene Werk der Lateiner: Sie wurde der griechischen Sprache nachempfunden; diese war jahrhundertlang von Philosophen geprägt worden, vor allem von Aristoteles, einem gestrengen Autor mit einem quasi geometrischen Sprachstil. Unabhängig davon hat es reichhaltige, bildhafte, poetische und dynamische Sprachen gegeben; aber wie kommt es, dass zivilisierte Völker immer wieder auf das Französische zurückgekommen sind, wenn es darum ging, Bedingungen zu formulieren, Mehrdeutigkeiten zu beseitigen und Prinzipien festzulegen? Unsere Vorfahren haben dafür gesorgt, dass ein nach den Regeln gebildeter französischer Satz keine zwei Bedeutungen haben kann; er kann nicht einmal unverständlich sein, ohne ungrammatisch zu werden. Natürlich können wir verworren

reden, aber dann müssen wir das außerhalb der Sprache tun. Das heißt indes nicht, dass es vollkommene Klarheit nicht auch anderswo geben kann: Andere Sprachen sind, wie das Französische, ebenso unter dem Einfluss des Lateinischen groß geworden. Da wir ihnen aber vorausgingen, ähneln sie uns umso mehr, je mehr sie sich dem antiken Vorbild annähern.

* * *

Ich werde nun über ein Projekt sprechen, das ebenso einfach wie vernünftig ist, das nicht von einem Professor oder einem Linguisten stammt, sondern von einem ehemaligen Geschäftsmann. Würde es umgesetzt, wäre es die richtige Lösung, ganz abgesehen davon, dass es die Lernprogramme für Jugendliche in allen Ländern entlasten würde¹.

Ziel wäre es, ein Abkommen zwischen Frankreich, England und den Vereinigten Staaten von Amerika zu erreichen, kein politisches oder wirtschaftliches, sondern ein sprachliches. Infolge dieser Abmachung wären das Englische und Französische fortan offiziell im Bildungssystem der drei Länder miteinander verknüpft. Englisch würde in Frankreich als Pflichtfach unterrichtet, Französisch in England und Nordamerika, das nicht nur an Universitäten und Sekundarschulen, sondern in Großstädten auch an bestimmten Grundschulen. Die Wirkung einer solchen Vereinbarung würde nicht lange auf sich warten lassen. Die beiden Sprachen, die man auf diese Weise zum Kommunikationsmittel für hundertachtzig Millionen Menschen bestimmte, würden schnell eine gewisse Vorrangstellung einnehmen. Bezüglich der Aneignung des Englischen käme auf die Völker Nordeuropas keine große Anstrengung zu, hinsichtlich des Französischen würde das Gleiche für die Völker Südeuropas und Lateinamerikas gelten. Damit würde man einen Effekt mit unglaublicher Sogkraft auslösen, dem könnte sich schließlich niemand entziehen.

Ein Vertrag dieser Art hat nichts Utopisches. Haben wir solche Abschlüsse nicht auch schon beim Weltpostverein und beim Roten Kreuz erlebt?

Es stimmt, Deutschland bliebe bei dieser Vereinbarung außen vor. „Natürlich wird Deutschland als Nation“, so der Projektinitiator Paul Chappellier, „diese französisch-englisch-amerikanischen Vereinbarung mit einem kritischen Blick betrachten. Doch von den Deutschen, die diese Abmachung betrifft, beherrscht ungefähr die Hälfte Französisch oder Englisch oder beide Sprachen. Bei der anderen Hälfte wird der nationale Ärger von wirtschaftlichen Überlegungen verdrängt, und zwar sobald man sieht, dass mit dem Erlernen von Französisch oder Englisch nicht nur eine Verständigung mit allen Franzosen, Engländern und Nordamerikanern möglich wird, sondern auch mit all den Ausländern, die im Gefolge der Vereinbarung eine der beiden Sprachen gelernt haben.“

Wir dürfen wohl annehmen, dass die Deutschen, die ja Realisten geworden sind, die realen Vorteile für wichtiger halten als ihren Nationalstolz. Wir haben dazu die Aussage eines gelehrten und auch patriotischen Professors aus Leipzig: „Als Deutscher“, schreibt er, „würde ich mir sehr wünschen, dass meiner Muttersprache die Ehre zuteil würde, an der Weltherrschaft beteiligt zu sein... Doch objektiv gesehen und angesichts der realen Verhältnisse muss ich sagen, dass die Chan-

1 *Une nouvelle solution de la question de la langue universelle* (von Paul Chappellier). Sekretariat der Société pour la propagation des langues étrangères, 28, rue Serpente.

cen des Französischen in Kombination mit dem Englischen ungleich größer sind... Außerdem halte ich das deutsche Volk für selbstbewusst genug, um sich nicht vor einer sprachlichen Koalition zwischen Frankreich und England zu fürchten.“

Die anfänglichen Schwierigkeiten nehmen in dem Maße ab, wie die Beherrschung der beiden Sprachen zunimmt.

Diese Lösung, die absolut nicht fehlerfrei ist, da sie die slawische Welt, die Griechen und die Orientalen nicht einbezieht, hätte jedoch den immensen Vorteil, eine rechtzeitige Übernahme vorausgesetzt, dem Aufkommen neuer Konkurrenten, die ihre Ansprüche geltend machen, zuvorzukommen. Es obliegt den ältesten Nationen, auf der Grundlage ihrer tradierten Zivilisation initiativ zu werden und die Entstehung eines globalen Wettstreits zu vermeiden.

* * *

Wir sind noch nicht am Ende. Es bleibt noch eine von ihren Verfechtern äußerst engagiert vorgetragene Idee zu prüfen, nämlich die einer künstlichen Sprache.

Allein schon der Begriff ‚künstliche Sprache‘ löst bekanntlich Misstrauen aus. Was für eine Illusion, was für eine Phantasterei, ein solches Werk der Natur nachahmen zu wollen!... Ausdrücke wie *organisch*, *instinktiv*, *spontan* kommen einem in den Sinn. Man denkt sogleich an Wagners Homunculus. Es sei mir gestattet, diese Art der Geringschätzung nicht zu teilen. In einer Zeit, wo die Chemie Substanzen aus der Natur nachbildet, warum sollte da die menschliche Schaffenskraft nicht in der Lage sein, Sprachen zu imitieren, die ja schließlich das Werk von Menschen sind? Zugegeben, auch wenn sie das Werk von Unwissenden, von einfachen Menschen sind, so sind es dennoch Menschen wie wir! Der einzige Vorteil, der den sog. natürlichen Sprachen nicht abzusprechen ist, besteht darin, dass sie das Werk von Millionen von Menschen und von vielen hundert Generationen sind. Außerdem haben sie den Vorteil, dass wir sie mit der Macht des faktisch Gegebenen akzeptieren müssen. Aber das alles darf uns weder dazu bringen, uns in abergläubischem Respekt vor ihnen zu verneigen, noch es für unmöglich zu halten, wir könnten sie in irgendeiner Form nachbilden. Der Mensch hat schon ganz andere Herausforderungen gemeistert.

Alle Wissenschaften haben ihre praktischen Anwendungen. Warum sollte das bei der Linguistik anders sein? Wissenschaftler müssen gewiss nicht Industrielle werden, aber sie sollten diese auch nicht entmutigen. Die Astronomie leitete die Seefahrer, die Chemie schuf Metalle, Gase, ätherische Öle. Wir haben kein Recht, uns abzuwenden, wenn pragmatische Köpfe sich durch den Sprachenvergleich ausreichend kompetent fühlen, aus verschiedenen Systemen das geeignetste auszuwählen und zu versuchen, ein neues Kommunikationsmittel zu entwickeln¹.

Ehrlich gesagt, ist die Bezeichnung *künstliche Sprache* irgendwie tautologisch, denn auch die größte Sprache ist kunstvoll: Als Beweis sei noch angeführt, dass jeder von uns seine Muttersprache erlernen musste. Als absolut natürliche Spra-

1 Wir wiederholen hier nur, was als erster Hugo Schuchardt gesagt hat; der große österreichische Professor, der sich linguistisch nie an dem modischen Mystizismus beteiligte.

che können nur die instinktiv hervorgebrachten Schreie gelten; und selbst diese würden bald willentlich und absichtlich wiederholt.

Sind natürliche Sprachen also ganz und gar perfekt? Wer sie jedoch unvoreingenommen betrachtet, wird schnell ihre ursprüngliche Unvollkommenheit entdecken. Ins Auge fallen dann Dubletten, Lakunen, Fälle von Inkohärenz und Widersprüchlichkeit, unangemessene Unterschiede und naive Ungereimtheiten. Aus Gründen der Gewohnheit übersehen wir diese Mängel; wir bemerken das Linkische des Instruments nicht, weil wir noch nie mit einem besseren zu tun hatten.

Erfinder tun nichts anderes als das, was die Menschen schon immer getan haben, wenn sie sich aufgrund äußeren Drucks auf eine gemeinsame Sprache einigten. In den Mittelmeerhäfen nennt man es *sabir* oder *lingua franca*, in Ländern des Chinesischen Meers *anglais pigeon*¹. Warum könnten wir es mit klarem Kopf und aufgrund der Kenntnis der zivilisiertesten Sprachen nicht besser machen? Anstelle bizarrer Phantasien, unkultivierter Freiheit, anstelle der von nutzlosem Ballast geprägten Unwissenheit wird die Wissenschaft vereinfachen, der Verstand wird Begrenzungen, der Geschmack neue Zuordnungen vornehmen

Wir stehen also weder auf der Seite der Mystiker, die die Sprache als Offenbarung von oben betrachten, noch auf der Seite dieser sonderbaren Deterministen, die meinen, es handle sich um eine angeborene Eigenschaft, vergleichbar dem Gesichtswinkel oder der Hautfarbe. Mit der Sprache beginnt die Herrschaft der Freiheit.

Aus einem bestimmten Grund müssen wir außerdem diesen Versuchen mit Sympathie begegnen: Sie werden getragen von einem Geist großzügiger und christlicher Humanität, der umso mehr Respekt verdient, je seltener er wird. Während andere es darauf abgesehen hatten, die Sprachenvielfalt zu einem Instrument der Zwietracht, zu einem Schwert des Kampfes zu machen, sind diese Versuche inspiriert von der Hoffnung auf Einheit und vom Wunsch nach Brüderlichkeit. Wir teilen all diese Hoffnungen, weil wir sehr deutlich gesehen haben, dass Ähnlichkeit oder sogar Gleichheit der Sprache keinen Schutz vor Eifersucht und Hass bieten. Wir wissen, es ist nicht die lautliche Andersartigkeit einer Äußerung, sondern der Gegensatz von Interessen, der Nationen gegeneinander aufbringt, so wie er die Seelen der Völker spaltet und Familien entzweit. Wir freuen uns, außer den Theoretikern des Sprach- und Rassenkrieges, außer diesen Fanatikern und diesen Sophisten auch von einigen Vertretern zu hören, die einerseits den Geist des Evangeliums und andererseits die liberale Philosophie unserer Väter bewahrt haben.

* * *

Wir wollen nun sehen, ohne das eine oder andere Projekt im einzelnen zu beurteilen, worin die allgemeinen Bedingungen des Problems bestehen.

Wir müssen uns zunächst das Rohmaterial beschaffen, was nicht einfach ist, denn der Mensch hat die Gewohnheit verloren, neue Wörter zu kreieren, oder genauer gesagt, er konnte das nie, da unsere ersten Worte wahrscheinlich nichts anderes waren als die allmähliche Transformation unserer ersten Schreie. Die Erfinder greifen auf vorhandenes sprachliches Material zurück, teils um ihre

1 *Sabir* ist eine provenzalische Form unseres Verbs *savoir*. Bei *pigeon* soll es sich um eine Abwandlung von engl. *business* handeln.

Aufgabe zu erleichtern, teils um sie akzeptabler zu machen. Pater Schleyer, der Autor des Volapük, griff vorzugsweise auf das Deutsche zurück. Der Vater des Esperanto, Doktor Zamenhof aus Warschau, kombiniert das Französische mit dem Spanischen. Den romanischen Sprachen widmen sich auch der Arzt Liptay, Dr. Rosa und Jules Lott, jeder ist Autor eines Projekts zur internationalen Sprache. Der subtile Erfinder der *Langue bleue*¹, der behauptet, zuerst die Wörter geschaffen und ihnen dann eine Bedeutung eingehaucht zu haben, ging jedoch genauso vor, denn die Modelle, die, vielleicht unbewusst, sein Vorgehen bestimmten, sind einfach wiederzuerkennen.

Die existierenden Sprachen sind es also, die durch ihre Mischung die Grundlage für die neue Sprache bilden. Das sollte man nicht geringschätzen. Wären wir für einen Moment in der Lage zu sehen, woraus die Sprache von Racine und Pascal besteht, würde das eine ganz ähnliche Mischung sichtbar werden.

Es gibt eine weitere Schwierigkeit: die Grammatik. Eine künstliche Sprache muss sich nämlich durch die Einfachheit ihrer Grammatik auszeichnen. Sie muss die alten Strukturen aufgeben, Ausnahmen weglassen, auf die unnötige Vielfalt der Konjugationen verzichten und sich auf ein Muster für jede Wortklasse beschränken. Andererseits hat sie bessere Chancen akzeptiert zu werden, wenn sie uns an Grammatiken erinnert, die wir kennen und anwenden. Diesbezüglich hat Esperanto ein hohes Maß an Realitätssinn bewiesen². Abgesehen von einigen wenigen Ausdrücken wurde darauf verzichtet, das Lateinische mit Germanischem zu vermischen; man hat versucht, einen neuen romanischen Sprachtyp zu schaffen, der wie ein Entwurf des Französischen, Italienischen und des Spanischen zugleich anmutet. Dieser Sprache fehlte es nicht an Harmonie, ebenso wenig an Transparenz. *Simpla, fleksebla, belsona, vere internacia en siaj elementoj*, man staunt zu verstehen, ohne es gelernt zu haben. Wenn Esperanto auch nicht die ersehnte Universalsprache ist, so ist es für unser reisefreudiges Europa auf jeden Fall ein hilfreicher Vermittler. Der Touring Club hat mit dem Angebot von Esperanto-Kursen bewiesen, dass er die Sache richtig einschätzt.

Der Autor von *La langue bleue*³ verfolgt andere Ziele. Er möchte seine Sprache in den Dienst der Handelsbeziehungen stellen. Er gestaltet seine Sprache so, dass man auf den ersten Blick, allein schon durch die Betrachtung der Wörter deren grammatische Funktion und deren Rolle im Satz erkennen kann. Mit einem Dutzend Regeln und mit Hilfe eines Wörterbuchs ist jeder in der Lage, diese Sprache zu verstehen und zu schreiben. Sie zu sprechen, ist schwieriger, da wir zuerst unsere mentalen Gewohnheiten ändern müssen, die wir uns seit unserer Kindheit angeeignet haben.

Die Beobachtung zeigt, dass der Mensch auch nach einer Schwächung seines Denk- und Erinnerungsvermögens sein Gedächtnis noch ausreichend beherrscht, um einen Sachverhalt auszudrücken, einen Wunsch zu äußern, einen Befehl zu geben. Das grammatische Gerüst bleibt erhalten. Die Sprache begleitet als treuer Partner und ständiger Übersetzer die Intelligenz normalerweise bis

1 Léon Bollack.

2 Die Bezeichnung geht darauf zurück, dass der Erfinder zunächst mit *Doktoro Esperanto* unterschrieb; das wurde dann übernommen.

3 Ich hatte zuerst geglaubt, diese Sprache würde so in Anspielung auf *langue verte* bezeichnet. Aber das ist nicht der Fall, sie trägt ihren Namen nach dem Firmament, das die ganze Menschheit überspannt.

zuletzt. Wir müssen also die Erfinder davor warnen, unsere Denkgewohnheiten zu sehr durcheinanderzubringen. Die Grammatik der *langue bleue* modifiziert die Verben und Substantive durch vorangestellte Vokale: *ilov* 'abgöttisch lieben', *elov* 'leidenschaftlich ~', *olov* 'wenig ~', *alov* 'gar nicht ~'. Der Autor nennt dies die „Gänseblümchenregel“. Der Name ist hübsch, aber das aus der Chemie entlehnte Verfahren ist schwer umsetzbar. Wer möchte schon seine Sprache auf diese Art gestalten?

Ich muss noch etwas zu den Gefahren sagen, die all diese Projekte betreffen. Wer soll die allgemein anerkannte Autorität sein, wie sieht die unbestrittene Norm aus, um das zu bewahren, was einmal akzeptiert wurde, um diese künstliche Sprache vor dem Schicksal aller Sprachen, nämlich sich mit der Zeit zu verändern und zu diversifizieren, zu schützen! Neue Wörter müssen geschaffen werden: Welche Akademie könnte die Übernahme garantieren? Änderungen der Aussprache sind umso wahrscheinlicher, je mehr Menschen sich an dieser gemeinsamen Sprache beteiligen. Werden wir wie beim Urmeter die Zeugnisse der ursprünglichen Aussprache an irgendeinem uneinnehmbaren Ort aufbewahren?

Aber noch einmal: Wir wollen keine Initiative entmutigen und keine Idee zurückweisen. Je schwieriger das Unternehmen ist, desto wünschenswerter ist es. Letztes Jahr hatten wir mit ausländischen Arbeitern zu tun, die aufgrund eines großzügigen Arbeitgebers unsere Weltausstellung besuchen konnten. Diese Arbeiter bekundeten zwar ihre Dankbarkeit, bedauerten aber, von ihrer Reise nicht so profitiert zu haben, wie sie es gewünscht hätten. Gewiss hatten sie Erklärungen erhalten, aber sie hätten gern selbst gesprochen und gern selbst Fragen gestellt. Sie wagten nicht, sich unserer komplizierten Sprachen zu bedienen, wo der kleinste Fehler den Gesprächspartner schockiert und ein Lächeln provoziert. Eine auf Abkommen basierende Sprache ist dagegen wie ein Testgelände, auf dem Fehler nicht weiter wichtig sind und wo die gesamte Grammatik nur auf zwei Dinge zurückgeführt wird: verstehen und verstanden werden...

Wir sind am Ende unserer sprachlichen Reise angelangt. Die Projekte mögen sich zwar unterscheiden, das Ziel ist aber identisch, und die Motive verdienen unsere volle Unterstützung. Man braucht nicht daran zu glauben, dass Einheitlichkeit der Sprache zu einem gemeinsamen Wollen führt, wünschenswert bleibt aber das Verschwinden eines Hindernisses, das unsere Freiheit behindert, unsere Beziehungen verkompliziert, unser Denken in Beschlag nimmt und das zur schweren Last der Vergangenheit gehört, die man zu Recht als historische Fatalität bezeichnet. Wenn man von den Projekten, die wir vorgestellt haben, eines nennen müsste, das es vielleicht verdient, von der Politik wahrgenommen zu werden, dann wäre es das Projekt, das mit der allgemeinen und dauerhaften Verbindung von Französisch und Englisch etwas so Attraktives schaffen würde, dass sich dieser positiven Wirkung kein zivilisiertes Volk der Erde entziehen könnte.

Literaturverzeichnis

- Austin, J.L. (1961) *How to Do Things with Words*. Oxford.
- Blanke, D. / Fiedler, S. (Hrsg.) (2006): *Interlinguistische Beiträge. Zum Wesen und zur Funktion internationaler Plansprachen*. Frankfurt/M.
- Bréal, M. (1872): *Quelques mots sur l'instruction publique en France*. Paris.
- Bréal, M. (1875): *Les Tables eugubines. Texte, traduction et commentaire, avec une grammaire et une introduction historique*, 3 Bde. Paris.
- Bréal, M. (1897, ³1904): *Essai de sémantique (science des significations)*. Paris (Nachdruck der 3. Auflage 1982).
- Bréal, M. (1900): À propos du langage des oiseaux. In: *Revue des revues* 32, 629-623.
- Bréal, M. (1901): Le choix d'une langue internationale. In: *La Revue de Paris* 8/14, 229-246.
- Bréal, M. (1991): Choosing an International Language. In: Wolf, G. (Hrsg.), 264-276.
- Bühler, K. (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena (Nachdruck 1965).
- Giessen, H.W. (2007): Michel Bréal – ein bibliografischer Überblick. In: Giessen, H.W. / Lüger, H.H. / Volz, G. (Hrsg.): *Michel Bréal – Grenzüberschreitende Signaturen*. Landau, 343-404.
- Lüger, H.H. (2024): Neuorientierung der Semantik. Bréal und die synchronische Sprachbetrachtung. In: Lüger, H.H. / Rothenberger, K.K. (Hrsg.): *Michel Bréal – ein deutsch-französischer Mittler und europäischer Wissenschaftler*. Landau, 95-125.
- Sakaguchi, A. (1998): *Interlinguistik. Gegenstand, Ziele, Aufgaben, Methoden*. Frankfurt/M.
- Schmehl, A. (2006): *Bedeutungswandel. Michel Bréal und Dietrich Busse*. Düsseldorf, Nantes (Phil. Diss.).
- Wolf, G. (Hrsg.) (1991): *Michel Bréal. The Beginnings of Semantics. Essays, lectures and reviews*. London.